

## Additum zum Basistext 9

### Zwei Fragen:

1. Gibt es eine Letztbegründung der Ethik?
2. Warum soll ich moralisch sein?

### 1. Gibt es eine Letztbegründung der Ethik?

Über alle Grenzen hinweg sind sich die verschiedenen Ansätze in der Ethik - mit Ausnahme gewisser Tugendethiken und des Kommunitarismus - darüber einig, dass der **moralische Standpunkt** in der **Universalisierung** bestehe. Wer moralisch urteilt oder handelt, verfolgt nicht bloß seine eigenen Interessen und Bedürfnisse, sondern folgt Normen und Prinzipien, die allgemeine Gültigkeit beanspruchen dürfen. Man betrachtet es als seine Pflicht, diesen Imperativen gemäß zu handeln, auch wenn es nicht zum eigenen Vorteil ist und womöglich erhebliche Opfer von einem verlangt.

Universalisierung wird als Test für die Richtigkeit von Handlungsentscheidungen bzw. von Normen und Prinzipien in Anspruch genommen. Über die Beschaffenheit dieses Tests im Einzelnen jedoch gibt es ganz erhebliche unterschiedliche Auffassungen. Sind Gegenstand des Tests nun Entscheidungen oder Normen oder Lebensregeln? Gibt es ein materiales Kriterium für die Universalisierbarkeit, z.B. die Befriedigung von Interessen der Betroffenen? Nach Kant bspw. geht es um Handlungsgrundsätze, und eine solche Maxime lässt sich universalisieren, wenn sie widerspruchsfrei gedacht und gewollt werden kann; nach dem Utilitarismus lässt sich eine Handlungsregel (Norm) dann universalisieren, wenn sie erfahrungsgemäß dem größtmöglichen Nutzen der Betroffenen dient, nach der Diskursethik dann, wenn sie die zwanglose Zustimmung aller Betroffenen verdient, nach Rawls, wenn sie in Übereinstimmung mit den beiden Grundprinzipien steht usw.

Nun kann, ganz unabhängig von diesen Differenzen jeweils die Frage aufwerfen, **warum man denn universalisieren solle**. Es ist die Frage nach einer Begründung der Begründung moralischen Handelns: die Frage nach der **Letztbegründung** der Ethik.

Darauf geben die verschiedenen Ansätze in der Ethik, die das Prinzip der Moral in einer bestimmten Form der Universalisierung sehen, wiederum unterschiedliche – und nicht recht befriedigende Antworten.

- Für **Kant** ist der Kategorische Imperativ (das Moralprinzip der Universalisierung) schlicht ein **Faktum der Vernunft**; eine Letztbegründung im strengen Sinn gibt es nicht, denn das Gebot, jeden anderen als Selbstzweck anzuerkennen und zu achten, was ja Grundlage für das Prinzip Universalisierung ist, ist **weder einer logischen noch einer empirischen Begründung fähig**.
- Für den **Utilitarismus** ist das Gebot (Prinzip) ebenso wenig zwingend begründbar, dass man nicht nur sein eigenes Glück (Lust, Nutzen) verfolgen solle, sondern in gleichem Maße das eines jeden anderen. Der Utilitarist kann zwar darauf verweisen, dass wir uns alle

besser stehen, wenn jeder nicht nur seine eigenen Interessen im Auge hat, sondern gleichermaßen die aller andern. Argumentiert wird hier mit dem **langfristigen Eigennutz**. Am besten fahre ich aber, wenn sich alle anderen an das Prinzip des größtmöglichen Glücks der größtmöglichen Zahl halten, ich mich davon aber dispensiere. Außerdem: Warum sollte ich Opfer bringen im Hinblick auf mögliche bessere Weltzustände, von denen ich nichts habe?

- **Karl-Otto Apel** vertritt die Auffassung, dass die **Theorie des praktischen Diskurses zugleich eine Letztbegründung der Ethik** liefere. Jeder, der überhaupt nach Gründen fragt und sich ernsthaft auf eine Argumentation einlässt, erkennt immer schon die notwendigen Voraussetzungen vernünftiger Argumentation an, vor allem eben, dass jeder andere ein gleichwertiger Diskurspartner ist. Die notwendigen formalen Bedingungen stellen zugleich kategorisch geltende materiale Grundnormen dar. So lassen sich nach Apel aus diesen Bedingungen Normen ableiten wie die Unantastbarkeit von Leib und Leben des anderen, das Wahrheitsgebot u.a. Aber auch hier gibt es letztlich kein Argument gegenüber dem, der sich weigert, überhaupt Rechtfertigungen für sein Verhalten zu liefern und Gründe zur Kenntnis zu nehmen.

Die Frage nach der Begründung der Begründung moralischen Sollens, die Frage nach der Letztbegründung, stellt im Hinblick auf **pragmatische Fragen**, also solche, die das Wohlergehen, das gute Leben betreffen, keine große Schwierigkeit dar. Pragmatische Fragen lassen sich durchaus befriedigend und abschließend mit **Klugheitsregeln** begründen, eben mit Verweis auf die erfahrungsgemäß **guten Folgen für das Wohlergehen**. Im weitesten Sinn geschieht das mit Hilfe von Argumenten der Nützlichkeit.

Im Hinblick auf **moralische Fragen** im eigentlichen Sinn hingegen scheint man sich in dem berühmten **Münchhausen-Trilemma** zu befinden, sich also vor die unmögliche Situation gestellt zu sehen, sich (und sein Pferd dazu) am eigenen Schopf aus dem Sumpf herauszuziehen. Hier führt die Frage der Letztbegründung nämlich entweder in einen **Zirkelschluss** (Man steckt schon in die Prämissen, was man aus ihnen hernach ableitet.) oder zu einem unendlichen **Regress** (Begründung der Begründung der Begründung und so fort) oder zu einer **Dezision**, also zu einer dogmatischen Setzung einer nicht weiter hinterfragten Ausgangsbehauptung.

Kants Faktum der Vernunft und das utilitaristische Gebot, den Nutzen aller gleichermaßen zu maximieren, scheinen nicht weit von einer solchen Dezision zu liegen. Wieso, das muss man dem **Utilitarismus** entgegen halten, ist der Nutzen dasjenige, was die Moral ausmacht? Mit George E. Moore kann man nämlich die sinnvolle Frage stellen, ob das, was jeweils nützlich ist, denn auch gut ist. Und aus der Tatsache, dass jeder nach seinem Glück, nach Lustbefriedigung strebt, lässt sich nicht schlussfolgern, dass man dies tun *solle*, schon gar nicht für alle Menschen gleichermaßen. (Verbot des Schlusses vom Sein auf das Sollen.) Das sieht **Kant** ebenfalls so, dass sich das grundlegende moralische Gebot der Universalisierung nicht aus außermoralischen Zielsetzungen wie dem allgemeinen Nutzen ableiten bzw. begründen lässt. Er verweist angesichts dieser Unmöglichkeit schlicht auf das Faktum der Vernunft, d.h. auf die Unterstellung, dass der Mensch ein moralisches Wesen *ist*, dem

das Gebot, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, eine Gegebenheit seiner Natur ist.

Eine andere Lösung des Problems der Letztbegründung bietet **Robert Spaemann** an:

„Gegenüber der Kantischen Engführung der Ethik muss nur gesagt werden, dass nicht die Forderung der Unparteilichkeit das Fundament aller sittlichen Entscheidung ist, sondern die Wahrnehmung der Wirklichkeit des Anderen ebenso wie des eigenen Selbst. Nach Kant ist die Forderung der Unparteilichkeit nicht mehr weiter zu begründen. Sie scheint selbst Basis jeder Begründung zu sein. Warum sollen wir aber begründen, wenn wir uns ohne Begründung und Rechtfertigung und mit Verlass auf die natürlichen Kräfteverhältnisse besser stehen und wir unseren Vorteil rücksichtslos wahrnehmen? Hier endet jede Begründung, weil die Begründung der Begründung ins Leere läuft, wenn jemand gar nicht begründen oder Begründungen hören will. Im Platonischen *Gorgias* begreift das Kallikles genau, wenn er den Dialog abbricht, weil er bemerkt, dass seine eigentliche Stärke darin liegt, nicht zu diskutieren. So erscheint dann am Grunde jeder so genannten Letztbegründung schließlich doch eine Dezision. Anders, wenn die Forderung der Unparteilichkeit, das heißt Gerechtigkeit in einer **Wahrnehmungsevidenz** gründet, in der **Evidenz der Wirklichkeit des Anderen und der eigenen Wirklichkeit als der eines Subjekts und nicht nur des ersten Triebobjektes. Diese Evidenz ist tatsächlich die Basis aller Ethik.** Es gibt daher keine Ethik ohne Metaphysik. Der Solipsismus kann nicht zu so etwas wie einer sittlichen Verbindlichkeit vorstoßen. Und solange es mir freisteht, den Behaviorismus [erg.: oder – aktueller - die Hirnforschung] für die eigentliche Wirklichkeit über fremde fühlende und denkende Lebewesen zu halten und deren Fühlen und Denken als eine metaphysische Hypothese abzuweisen, solange gibt es keinen Gegenstand einer sittlichen Verpflichtung. [...]

Sie [die Freundschaft] [erg.:] impliziert eine ontologische Affirmation [erg.: des Anderen als Subjekt, d.h. die Wahrnehmung der Wirklichkeit des Anderen, was seinerseits eine Selbsttranszendierung voraussetzt]. Diese Affirmation ist im Falle der Freundschaft nicht ein Postulat, sondern eine notwendige Implikation. Dort aber, wo das Verhältnis zum Anderen nicht die Intensität der Freundschaft hat, sondern bestimmt ist durch den Anspruch eines jeden auf ‚Achtung‘, da wird der sittliche Anspruch zu einem metaphysischen Postulat, dem Postulat der Anerkennung des Anderen als ‚wirklich‘. Dieses Postulat aber lässt sich nicht noch einmal aus einem Gesetz ableiten, sondern drückt nichts anderes aus als den unmittelbaren Anspruch des Wirklichen darauf, wahrgenommen zu werden. Diese Wahrnehmung des Lebendigen *als* lebendig [erg.: d.h. als Subjekt und nicht bloß als Objekt] aber ist, wie Kant erstmals gezeigt hat, ein Akt der Freiheit.“

(R.Spaemann, Glück und Wohlwollen, Stuttgart 1989, zitiert nach: Ethik Lehr- und Lesebuch, hg.v. ders. u. W.Schweidler, Stuttgart 2006, S. 446f; Hervorheb. nicht im Original)

## 2. Warum soll ich moralisch sein?

Die Frage scheint sich weitgehend zu decken mit der ersten Frage. Wenn ich eine Letztbegründung der Ethik habe, dann habe ich prima facie auch einen Grund bzw. *den* Grund schlechthin, moralisch zu sein. Dass jedoch

das Wissen, die rationale Einsicht, umstandslos auch die Motivation hervorbringt, entsprechend zu handeln, ist eine Annahme, die äußerst zweifelhaft erscheint. Die Differenz zwischen Wissen und Wollen (Einsicht und Motivation) wird sofort deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass die Annahme einer unmittelbaren Verknüpfung beider Momente bedeuten würde, dass jemand, der das Schlechte tut, es immer nur aus mangelndem Wissen heraus täte. Das war die Auffassung von Sokrates und Platon: Niemand tut freiwillig das Böse. Ein böser Wille wäre ausgeschlossen.

Das Problem verschärft sich, wenn die Möglichkeit einer Letztbegründung fraglich erscheint, etwa für den Kantianer oder für den Utilitaristen. Beide geben gleichwohl eine Antwort auf die Frage.

Nimmt man exemplarisch **Peter Singer** als gegenwärtigen Vertreter des **Utilitarismus**, so lautet die Antwort folgendermaßen. Wir alle leben besser - und tendenziell auch ich -, wenn wir uns an ethische Regeln halten, von denen wir aus Erfahrung wissen, dass sie der Befriedigung unserer Wünsche (Interessen) dienlich sind. Nun verlangt die Einhaltung der Regeln, dass ich meine eigenen Interessen zurückstelle, wenn mein Handeln dann zu einem insgesamt besseren Ergebnis führt. Moralisches Handeln fordert von mir in nicht wenigen Fällen Opfer; zudem garantiert es selbstverständlich nicht, dass ich zu den direkten Nutznießern des besseren Gesamtergebnisses gehöre. Was also, wenn mein Konsumverzicht und meine ökologischen Rücksichtnahmen bestenfalls eine Schadensminderung für kommende Generationen zeitigt? Singer verweist den Frager auf die höhere Befriedigung eines konsequent ethischen Lebens, und zwar vor allem darauf, dass es dem Leben einen Sinn gibt.

„Eins ist sicher: Sie werden eine Menge lohnender Aufgaben finden. Sie werden sich nicht langweilen oder den Eindruck haben, dass Ihrem Leben die Erfüllung fehle. Und am wichtigsten von allem, Sie werden wissen, dass Sie nicht umsonst gelebt haben und gestorben sein werden, denn Sie werden in die große Tradition derer eingegangen sein, die auf das Ausmaß von Schmerzen und Leiden in der Welt damit reagiert haben, dass sie versuchten, die Welt zu einem besseren Ort zu machen.“ (P.Singer, *Wie sollen wir leben?*, München 1999, S. 264f, engl. 1993)

Ob Singer damit die fundamentale Skepsis Henry Sidgwick's bzgl. der Vereinbarkeit von persönlichem Glück und moralischem Verhalten, auf die Singer zuvor selbst hingewiesen hatte, tatsächlich entkräftet hat, mag man mit Fug und Recht bezweifeln. Singer schreibt über den dritten Klassiker des Utilitarismus nach Bentham und J.St.Mill:

„Henry Sidgwick sah in der Unmöglichkeit, das eigene Glück und rechtes Verhalten miteinander zu vereinbaren, die gesamte Grundlage der Ethik in Gefahr. Am Ende der ersten Ausgabe seines klassischen Werkes *The Methods of Ethics* schrieb er nach 473 Seiten konzentrierter philosophischer Überlegungen:

„Die alte moralische Paradoxie, dass meine Erfüllung der sozialen Pflichten für andere, aber nicht für mich gut sei, lässt sich mit empirischen Argumenten nicht völlig widerlegen; je genauer wir diese untersuchen, desto eher müssen wir zugeben, dass die Paradoxie, wenn es keine anderen Argumente gibt, in manchen Fällen zutreffen muss. Und wir können ja nicht umhin zuzugeben ... dass es letztlich vernünftig ist, nach seinem eigenen Glück zu streben... der Kosmos der Pflicht verwandelt sich so in ein Chaos, und wir erkennen, dass die langen Versuche des menschlichen

Geistes, ein vollkommenes Ideal des vernünftigen Verhaltens zu entwerfen, von Anfang an zum unausweichlichen Scheitern verurteilt waren.“ (Singer a.a.O. S. 216f)

Das Fazit, das Sidgwick selbstkritisch am Ende seiner Grundlegung der utilitaristischen Ethik formuliert, ist das kaum verklausulierte Eingeständnis eines Begründungsdefizits dieser Art von Ethik, die das Gute als das Nützliche definiert. An der Frage, ob und wie moralisches Handeln und persönliches Glück zusammengehen können, muss aber die Ethik nicht grundsätzlich scheitern. Dann muss allerdings das moralisch Gute im Vordergrund stehen und nicht das pragmatische Gute, sprich die Befriedigung von Wünschen. (Zu der Thematik Sittlichkeit und Glück, die in der Antike das beherrschende Thema der Ethik war und erst in jüngerer Zeit wieder aufgegriffen wurde, neuerlich O.Höffe, *Lebenskunst und Moral. Oder macht Tugend glücklich?*, München 2007)

Konzentriert man sich auf die engere Thematik: Warum moralisch sein?, dann muss man feststellen, dass Sidgwick mit seiner Aussage sozusagen der Gegenpartei in die Hände gespielt hat. Es ist das Eingeständnis, dass **die Moral einer Begründung durch nicht-moralische Gründe letztlich nicht fähig ist**. Die Moral etwa mit dem Nutzen begründen zu wollen führt denn auch, wie Sidgwick richtig sieht, nicht zur Beantwortung der Frage, warum man moralisch handeln soll, sondern in eine Paradoxie.

Dass Moral einer nicht- oder außer-moralischen Begründung nicht fähig ist, hat darin seinen Grund, dass **Moral das in sich Gute** ist und um ihrer willen getan werden will und nicht bloß im Blick auf ein außermoralisches Gut wie das Wohlergehen. Daher kann man mit Anzenbacher sagen: **Die Moral verspricht nichts**. (Bei dieser Aussage darf man allerdings nicht vergessen, dass die Moral zwar um ihrer selbst willen getan werden will und nicht um eines anderen pragmatischen Zieles willen, die Moral aber in aller Regel doch auch gut ist für unser aller Wohlergehen. Individuell gesehen kann sie allerdings Opfer statt Wohlergehen bedeuten.)

Die Frage, warum man moralisch sein soll, ist nach Arno Anzenbacher überhaupt nur dann sinnvoll, wenn man nicht, wie Kant und die gesamte Tradition vor ihm, davon ausgeht, dass der Mensch ein moralisches Wesen *ist*. Ist der Mensch aber ein moralisches Wesen in dem Sinn, wie es schon in der Synderesis-Lehre (Gewissenslehre) des Thomas v. Aquin vertreten wird, nämlich ein Wesen, das moralisch gut und moralisch schlecht zu unterscheiden vermag und zugleich weiß, dass das Gute zu tun und das Böse zu lassen ist, dann ist die Frage, warum man moralisch sein sollte, entweder eine intellektuelle Spielerei (vornehmlich von Philosophen) oder aber ein Versuch, gegen das eigene Gewissen zu vernünfteln, also nach Entschuldigungen zu suchen, um nicht seiner moralischen Einsicht folgen zu müssen. Die Psychologie nennt dies Rationalisierung. Erst bei Köpfen der Aufklärung kommt der Gedanke auf, so bei dem Franzosen d'Holbach, dass der Mensch kein moralisches, sondern ein kausal determiniertes Wesen ist. (Die gegenwärtige Neurowissenschaft ist so originell und so brisant und aufregend wie diese gut zweihundertjährige Auffassung von d'Holbach.)

In der Linie jener alten, bis zur Aufklärung unstrittigen Tradition argumentiert auch Otfried Höffe, dessen erster Satz in *Lebenskunst und Moral* lautet: „Zwei Dinge sind dem Menschen über die Tagesgeschäfte

hinaus wesentlich: das eigene Wohl, auch Glück genannt, und die Moral.“ – Unter Tradition wird also zweierlei verstanden: Willensfreiheit und moralisches Bewusstsein des Menschen. Von daher kann Spaemann sagen: „Das Moralische ist das, was sich von selbst versteht. Die Frage ‚Why to be moral?‘ kann nur zirkulär beantwortet werden bzw. dadurch, dass erklärt wird, was es *heißt*, moralisch zu handeln. Diese Erklärung *ist* entweder schon die Begründung oder es gibt gar keine Begründung.“ (Spaemann, Zum Sinn des Ethikunterrichts, in: H.Huber Hg., Sittliche Bildung, Asendorf 1993, S. 349ff, hier S. 351)

Die Frage „Warum moralisch sein?“ ist denn auch so sinnvoll bzw. nicht sinnvoll wie die Frage „Warum logisch sein?“.

Nochmals: Jeder Versuch, wie es der Utilitarismus z.B. tut, nicht- oder außermoralische Gründe dafür beizubringen, warum man moralisch sein soll, ist im Grunde zum Scheitern verurteilt. Dementsprechend beansprucht die philosophische Ethik auch gar nicht, so Spaemann, „einem Menschen, dem jedes sittliche Gefühl fehlt, mit Argumenten davon zu überzeugen, dass die Worte ‚gut‘ und ‚böse‘ eine Bedeutung haben und dass sie etwas zu tun haben mit dem, was jeder Mensch tun und lassen sollte. Philosophische Ethik setzt ... sittliche Erfahrung voraus.“ (Spaemann, Einleitung zu: Ethik-Lesebuch von Platon bis heute, München 1987, S. 15ff, hier S. 15) Sie kann dies voraussetzen, weil der Mensch nun mal ein moralisches Wesen *ist*. In gleichem Sinne äußert sich Höffe: Einen Amoralisten kann man letztlich nicht argumentativ davon überzeugen, dass er moralisch sein soll. Dass die Universalisierung im rein moralischen Sinn – ganz unabhängig von Nutzenerwägungen – das Prinzip der Moral darstellt und für mich zugleich Verpflichtungscharakter besitzt, also zur Grundnorm meiner Lebensführung wird, das setzt bereits moralische Selbsterfahrung voraus (Höffe a.a.O. S. 306f). Der Hinweis auf den Nutzen, die Befriedigung von Wünschen oder Interessen wie überhaupt jegliche Argumentation mit einem langfristigen, aufgeklärten Eigeninteresse landet lebenspraktisch in einem Paradox oder philosophisch in einem Begründungsdefizit. Der andere Traditionsstrang philosophischer Ethik, in der auch Kant steht – und Höffe und Spaemann, kann demgegenüber auf ein Faktum der Vernunft verweisen, nämlich auf das Faktum, dass sich der Mensch dazu aufgefordert sieht, ein moralisches Leben zu führen und entsprechend zu handeln, auch wenn es nicht zum eigenen Vorteil ist.

Carlo Storch